

Menagerie und Medizin

Tote Wildtiere, kranke Haustiere, angeschlagene Nutztiere – im Berner Tierspital behandeln Spezialisten Kühe und Pferde, Schweine und Schafe, Katzen und Hunde und viele andere kleine und große Tiere, die in der Nähe des Menschen und zu seinem Nutzen gehalten werden. Klein dagegen ist die Abteilung für Wildtiermedizin; allerdings sorgt speziell sie regelmäßig für Aufmerksamkeit, denn hier erregen Wolf, Luchs und ihre Beute die Gemüter

Von Paul Imhof (TEXT) und Tomas Wüthrich (FOTOS)





In der Wiederkäuerklinik operiert Tierarzt David Devaux ein Rind unter Vollnarkose am Labmagen



Labrador Tisha im Computertomographen. Besitzer von kleinen Haustieren scheuen keine Kosten für die Gesundheit ihrer Lieblinge

Marie-Pierre Ryser steigt vom Velo. Sie hat Blut einer Luchsin zur Post gebracht

Halma hat ein Loch im Bauch. Die hellbraun-weiß gefleckte Kuh, eine Kreuzung aus Simmental und Red Holstein, zwölf Jahre alt, jedes Jahr ein Kalb, steht allein auf einer kleinen Rasenweide zwischen dem Bürotrakt der Wiederkäuerklinik und dem Bau mit den Ställen und den Operationsräumen. Das helle Grau der trostlosen, funktionalen Kuben, deren weiträumiges Gefüge das Tierspital Bern mit seinen Kliniken für Pferde, Kühe, Schweine und kleine Haustiere sowie das Institut für Tierpathologie bilden, scheint Halma nicht zu stören, ebenso wenig wie das Loch, gut 15 Zentimeter im Durchmesser, das mit einem Deckel verschlossen ist. Es prangt etwa in der Mitte von Halmas linker Flanke unterhalb des Rückgrats und frappt jeden uneingeweihten Betrachter. Die Kuh frisst Gras, setzt gravitatisch ein Bein vors andere, kaut und kaut und schaut zurück, als ob sie wüsste, warum ich sie so anstarre.

Das Loch dient dazu, werde ich später erfahren, dem Pansen Saft zu entnehmen. Der Pansen ist Magen Nummer zwei (von vier) einer Kuh und mit Abstand der grösste. In ihm attackieren Bakterien Gras und Heu, die kleinen Tierchen brechen Zellulose auf. Um den geschwächten Verdauungsapparat einer Patientin wieder auf Vordermann zu bringen, gibt ihr der Veterinär Kraft mit Halmas Saft.

Unter dem tiefgründigen Blick Halmas verlasse ich den Wiederkäuerbereich und schlendere Richtung Pathologie. Dort bin ich mit Marie-Pierre Ryser verabredet, der Leiterin der Wildtierabteilung des Zentrums für Fisch- und Wildtiermedizin an der Vetsuisse-Fakultät der Universität Bern. In der Schweiz bilden nur zwei Universitäten Tierärzte aus, Bern und Zürich. Pro Jahr immatrikulieren sich 150 Studierende, etwa 85 Prozent sind Frauen. 2006 haben die beiden Universitäten ihre veterinärmedizinischen Fakultäten zu einer zusammengeschlossen und sie Vetsuisse genannt, die Studiengänge angepasst und Schwerpunkte aufgeteilt. Exoten und Zootiere zum Beispiel sind in Zürich zu Hause, heimische Wildtiere und Fische in Bern, wo sich auch die schweizerische Tollwutzentrale befindet.

KURZ VOR ZEHN UHR. Bei der Anmeldung vor dem Institut für Pathologie wartet eine Frau. Ihr Auto mit Anhänger steht vor einer Art Garagentor, auf dem Anhänger liegt etwas unter einer Plane. Ein Angestellter des Tierspitals kommt, öffnet das Tor, zieht eine Eisenkette heraus, die über eine Rolle an der Decke der „Garage“ läuft; die Frau hat die Plane entfernt, darunter wird ein totes Kalb sichtbar, der Angestellte hebt das linke Vorderbein an und legt die Kette um das Bein. Dann setzt er einen Minikran in Gang, der Kadaver wird vom Anhänger

gezogen und über den Asphalt in den Raum geschleift. Hier befindet sich die Sammelstelle für Tierkörper. Manche werden zu Unterrichtszwecken seziiert, ein beträchtlicher Teil der verendeten Tiere wird gleich verbrannt.

Eine Frau fährt zügig auf dem Velo vorbei. Der Angestellte fragt, was ich hier wolle. „Ich bin mit Frau Ryser verabredet.“ – „Sie haben sie eben gesehen.“

Die zierliche, sportliche Frau zieht den Fahrradhelm vom Kopf. „Warten Sie schon lange? Ich komme von der Post“, sagt Marie-Pierre Ryser, „ich war gestern Nacht im Feld, eine Luchsin wurde gefangen, nun habe ich Blut ans Tierspital Zürich geschickt.“ Seit gut zehn Jahren untersucht die Tierärztin jeden Luchs, der gefangen oder tot aufgefunden wird. Sie kümmert sich auch um Waisenkinder, fünf bis sechs Monate alt, die ihre Mutter verloren haben oder abgestoßen worden sind. Ein bis drei Luchsjunge werden in einem Jahr aufgelesen, zumeist schwach und ausgehungert. Einige überleben nicht, die anderen kommen in Zoos.

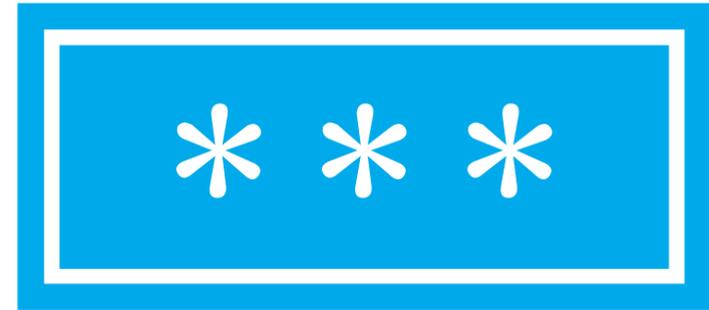
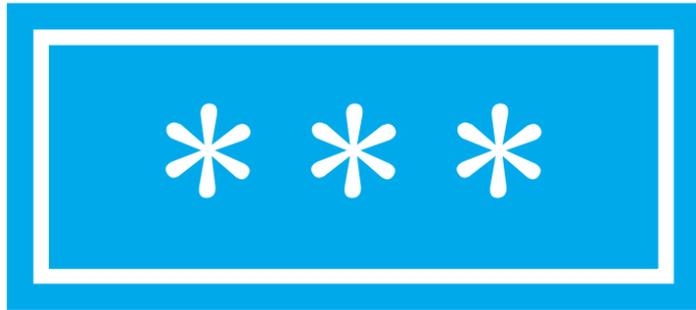
Im Büro, einem kleinen Raum, verstellt mit Pulten, Stühlen und Regalen, Computern, Büchern und Bundesordnern, schaltet Marie-Pierre Ryser als erstes die Kaffeemaschine ein. Auf einem Tisch liegen steril verpackte Spritzen und Ampullen, an den Wänden hängen Poster und ausbleichende Fotos, unter Rysers Arbeitsplatz liegen zwei Felle, Gams und Luchs.



Nach einem Sturz aus dem vierten Stock ist diese Katze hart gelandet. Jetzt liegt sie weich, gebettet auf mit warmem Wasser gefüllten Handschuhen



Das Loch in Halmas Pansen ist mit einem Deckel verschlossen. Es dient zur Entnahme von Saft mit frischen Bakterien





In der Sektionshalle kauert Marie-Pierre Ryser vor einem jungen weiblichen Luchs, der bei Tramelan BE überfahren worden ist

Ein wilder? „Nein“, sagt sie, „ein Zootier. Die wilden werden an Museen gegeben, auch Skelette und Schädel. Sie dienen als Referenzsammlung.“

Und das neue Tier? „Das ist in Quarantäne. In Utzenstorf in der Wildstation, und wird später nach Österreich gebracht.“ In der Nacht hat die Tierärztin bei Charmey in den Freiburger Voralpen zusammen mit ihrem Team und einigen Biologen die betäubte Raubkatze gewogen und gemessen, ihr Blut abgezapft, den allgemeinen Gesundheitszustand untersucht, Zähne und Zecken fotografiert, die sich im Fell der Luchsin eingenistet haben. Dürfen wir sie sehen? Vielleicht. „Sie darf sich nicht aufregen, die Gefangenschaft ist Stress genug.“ Sie wird noch eine Weile in ihrem Gehege bleiben, denn sie soll

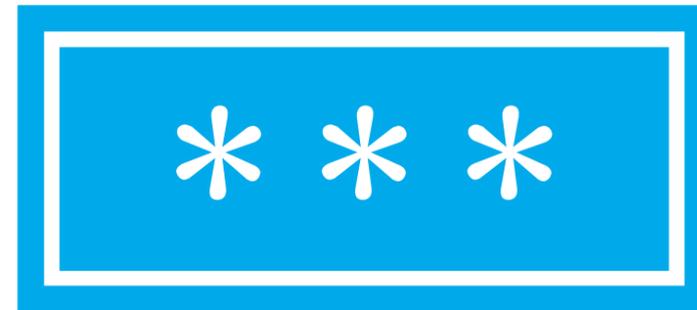
einen männlichen Partner erhalten, der erst noch gefangen werden muss; dann wird man das Paar auswildern.

EIN HAUCH VON ANSPANNUNG steht im Gesicht von Marie-Pierre Ryser. „Hören Sie, ich weiß ja, der Luchs ist ein sexy Thema, aber nur ein kleiner Teil unserer Arbeit.“ Und ihr persönlicher Forschungsbereich.

Das ganze Arbeitsspektrum der Wildtierabteilung umfasst natürlich weit mehr, auch wenn die Betreuung der Raubtiere das auffälligste Gebiet ist. Im Vordergrund steht die Gesundheit der Wildtiere selbst, aber auch in Verbindung mit Haus- und Nutztieren, denn gewisse Krankheiten können quasi „hin und her“ übertragen werden. Die Wildtiermedizin

betrifft auch den Menschen, Rysers Abteilung wird immer stärker in Kurse über Wildbrethygiene involviert. Doch die Betreuung der Raubtiere sticht heraus, es ist das emotionalste Thema, weil es einen speziellen Stadt-Land-Graben aufzeigt: Im Asphaltschungel träumen Menschen von einem Urwald mit Bär, Wolf und Luchs an der Spitze der Tierhitparade, die ländliche Bevölkerung dagegen hält an einem Naturverständnis fest, das ihren Nutzungsansprüchen und Bedürfnissen untergeordnet sein soll.

In dieses Verständnis passen keine Raubtiere, auch wenn Bund und Umweltorganisationen die Schäden bezahlen, die Luchs, Wolf und Bär aus natürlichem Antrieb verursachen. Jedes getötete Schaf wird ersetzt. Allerdings nur, wenn der

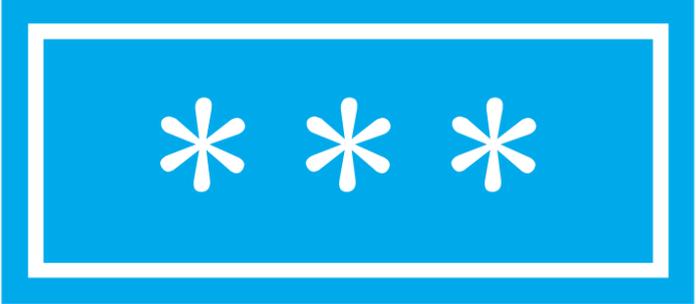




Im neuen Lehrgebäude der Vetsuisse-Fakultät Bern machen sich Medizinstudentinnen im ersten Semester mit dem Skelett einer Steingeiß vertraut



Laborchefin Dr. Judith Howard fotografiert am Mikroskop einen *Pneumocystis carinii*, einen Pilz (vergrößert an der Wand), der in einem Hund mit Lungeninfektion gefunden worden ist





Auch Pflegepersonal wird am Tierspital ausgebildet. Naomi Niquille, erstes Lehrjahr, führt einen rekonvaleszenten Bernhardiner spazieren



Wildhüter und Private schicken oft tote Wildtiere zur Untersuchung ein. Doktorand Julien Casaubon sezirt einen Storch

Täter zur Spezies der Carnivoren gehört, wenn es also kein Hund war, der über das Tier hergefallen ist – für diese Schäden haftet der Besitzer. „Der Hund ist kein Profikiller wie Wolf oder Luchs“, erklärt Dr. Ryser, „Wunden, die Hunde zugefügt haben, gehören zu den schlimmsten. Von Hunden gerissene Tiere sehen meistens grauenhaft aus. Hunde töten, aber fressen selten.“ Anfang 2010 hat sie mehrere auffallend magere Rehe erhalten, die, geschwächt nach einem harten Winter, von Hunden tödlich angegriffen worden waren.

Diese Rissdiagnostik gehört zum Aufgabenbereich der Berner Wildtiermedizin, ebenso die Überwachung der Gesundheit von Wildtieren sowie die Untersuchung von verendeten Tieren. Neben diesen Dienstleistungsaufgaben für Bund und Kantone hat die Wildtierabteilung ihren Fokus auf spezifische Überwachungs- und Forschungsprojekte gerichtet: Krankheitsübertragungen von Wild- auf Haustier und umgekehrt, etwa der Gemsblindheit, die von Schafen weitergegeben oder die Tuberkulose, die von Hirschen in Rindertrupps eingetragen werden können. Noch sei die Schweiz frei davon, sagt Ryser, „aber wir haben Proben im Grenzgebiet gesammelt. Die Tuberkulose wird ziemlich sicher kommen, und wir müssen die Jäger informieren“.

FÜR EIN WEITERES, KNIFFLIGES PROBLEM sorgte die sinkende Population der Steinböcke. Es ist nicht klar, warum es zu negativen Populationstrends gekommen war. Ein Aborterreger? „Wir haben keine bekannte Krankheit identifiziert, die das erklären konnte“, sagt Ryser, „ein Managementproblem vielleicht? Oder ein neues Virus?“ Von Bedeutung für den Artenschutz sind Interaktionen unter Wild- und Haustieren: Steinböcke können mit Ziegen Hybride zeugen, Wildschweine mit Hausschweinen Nachwuchs produzieren. Dies kann zur Übertragung von Krankheitserregern führen, die für den Haustierbestand von großer Bedeutung sind. Auch für die genetische Reinheit von Wildtierarten stellt dieses Phänomen ein Problem dar. Im Tessin lebt eine kleine Population von Wildschweinhybrid. Bekannt ist das Problem vor allem bei Wildkatzen, die sich mit Hauskatzen vermischen.

Doch „im Allgemeinen sind die Wildtiere in der Schweiz gesund“, stellt die Veterinärin fest. Außerdem ist die Waldfläche gewachsen, viele Säuger, 150 bis 200 Jahre lang verschwunden, haben wieder Lebensraum gefunden dank neuer Gesetzgebung, Schutzbestimmungen für Landschaft und Tierwelt sowie aktiver Wiedereinbürgerungen von Steinbock und Bartgeier, Luchs





Wer Veterinärmedizin studiert, muss manchen Körperbau kennen. Hier vergleicht eine Studentin die Skizze eines Kuhbeins mit dem Original



Der Golden Retriever Akira hat Trauben gefressen. Jetzt hängt er zum 14. Mal an der Dialyse, um seine Nierenkolik zu heilen

und Biber. „In Graubünden lebten vor zehn Jahren keine Großraubtiere, jetzt sind alle drei Arten – Luchs, Wolf und Bär – wieder dort, zumindest zeitweise.“ Auch beim Biber, der ebenso ausgerottet war wie der Steinbock, haben die Mühlen gefruchtet. Heute schätzt man den Bestand auf 1600 Tiere.

Es klopft. Eine junge Frau schaut herein. „Ja, gleich“, sagt Ryser, und in ihrem Gesicht steht wieder dieser Anflug von Spannung. „Ich betreue auch noch ein paar Doktoranden“, sagt sie. Dies in einem 60-Prozent-Job, und zu Hause wollen zwei Buben auch etwas von ihrer Mutter haben. Wir erheben uns. Die Luchsin? „Morgen. Vielleicht. Ich schaue, was sich machen lässt.“

SZENENWECHSEL. Wir sollten nicht vergessen, dass eine Hauptaufgabe des Tierspitals Bern im Nutztierbereich liege, hat uns Professor Adrian Steiner, derzeit Direktor der Kliniken in Bern, in einem Vorgespräch gesagt. Im Wildtierbereich stehe die Umwelt im Vordergrund, „die Natur, die uns geblieben ist“, und bei den Nutztieren die Gesundheit, „es sind letztlich Lebensmittel“. Außer in der Kleintierklinik, wo Herrchen oder Frauchen keinen Aufwand scheuen, um ihren Golden Retriever zum 14. Mal an die Dialyse anschließen zu lassen, weil der Hund Trauben gefressen hat und seither an akutem Nierenversagen leidet; und bei den Pferden, die keine Karren mehr ziehen, sondern als Reitgerät für Sport und Freizeit dienen.

Nutzungsbereiche, die der Kuh so fremd sind wie Männchenmachen und Kuschneln. Emotionen erreichen selten den Kuhstall, die Kuh gilt nicht als „companion animal“ wie Katze und Kanarienvogel, Hund und Pferd, sie liefert Milch und wird am Ende verwurstet. „Das ganze Tier ist ein Lebensmittel“, sagt Adrian Steiner auf dem Weg zur Wiederkäuerklinik. Da gibt es selten Wogen zu glätten, nur in Fällen von schlechter Milch und Gammelfleisch – oder beim Anblick von Verfremdungen wie Halmas Loch: Als der „Tages-Anzeiger“ auf seiner Wissensseite ein Foto publizierte, auf dem argentinische Kühe mit solchen Öffnungen abgebildet waren, hagelte es empörte Leserbriefe. Bei der Kuh kümmert sich der Tierarzt um die

Gesundheit. „Der Veterinär ist zuständig, bis die Milch den Stall verlassen hat und am Ende bis zur Fleischbeschauung.“

WAS IST EINE IDEALE KUH? Die Turbo-kuh mit einem Euter, das bis zum Boden reicht? „Ein gesundes Tier“, erwidert Steiner. „Nur ein gesundes Tier produziert gesunde Lebensmittel. Wir versuchen nicht, eine Kuh zu erschaffen, die Eier legt.“ Im Gegenteil. „Wir brauchen durchschnittliche, gesunde Tiere. Sie sind wirtschaftlicher, denn sie leben länger.“

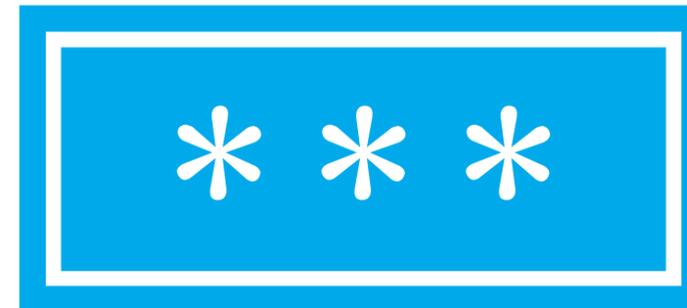
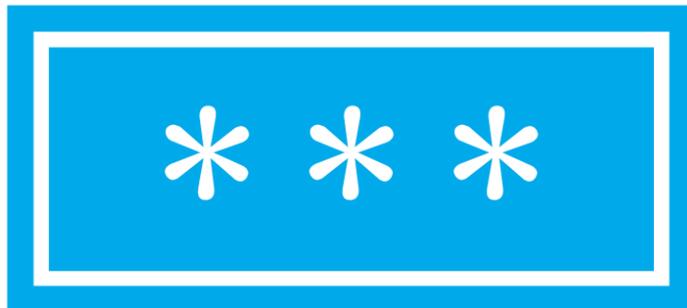
Eine Kuh kann 20 Jahre alt werden, eine normale Milchkuh ist in der Schweiz erst wirtschaftlich, wenn sie sechs bis sieben Jahre alt wird, in der Lombardei, wo 400 bis 600 Kühe die durchschnitt-

»Wir versuchen nicht eine Kuh zu schaffen, die Eier legt«, sagt Adrian Steiner

liche Zahl auf einem Betrieb bilden, wird eine Kuh nach zwei Laktationsperioden aussortiert, im Alter von drei bis vier Jahren. „Dort liest man pro Tag eine tote Kuh im Stall auf“, sagt Steiner.

Je höher die Leistung, desto anfälliger für Krankheiten werde die Kuh, so Steiner, der in diesem Fachgebiet zu Hause ist. „Das Tier entgleist.“ Die Folge: sogenannte Produktionskrankheiten, ausgelöst durch die Intensivierung von Haltung, Fütterung, Produktionsdruck. Der

liebe Gott hat das Rind nicht geschaffen, damit es für den Menschen Milch produziert; mit der Milch soll es seinen Nachwuchs über die ersten Runden bringen. Der Mensch nutzt diese Eigenschaft, hat das wilde Rind in eine Kuh verwandelt und diese in ein Knochengestell, an dem gigantische Euter hängen. „Aber jetzt haben Zucht und Haltung eine Grenze erreicht“, betont Steiner. Vor 30 Jahren war die Kuh vorne schwerer als hinten, heute ist es umgekehrt. Darunter leiden die





Klinische Radiologie. Abteilungsleiter Professor Johann Lang (Mitte) studiert mit Mitarbeitern die Aufnahmen eines Springpferdes, das in einen Autounfall verwickelt war

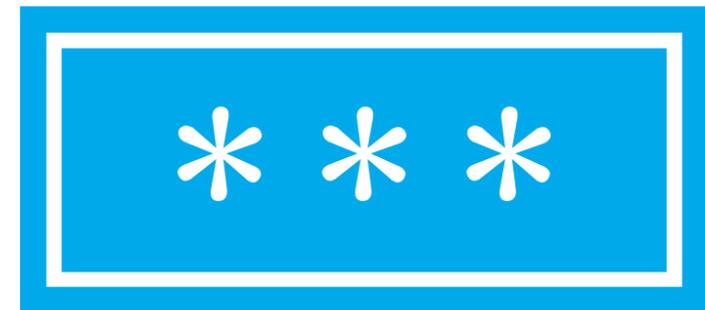
Vor 30 Jahren war die Kuh vorne schwerer als hinten. Heute ist es umgekehrt

Klauen, denn sie haben sich genetisch nicht verändert, sind vorne größer geblieben als hinten. Am Stier kann man noch die Form des Originaltieres erkennen.

Klauenleiden an den Hinterbeinen sind eine typische Produktionskrankheit. Weitere gesundheitliche Gefahren lauern im Euter, das über eine gesteigerte Reißfestigkeit verfügen muss, wenn es zweimal am Tag 25 Kilo Milch und mehr aushalten soll; wird der Druck heftig, kann sich der Strichkanal in den Zitzen erweitern. Wird er zu groß, können Bakterien ins Euter eindringen und Infektionen auslösen.

WIR STEHEN IM OPERATIONSSAAL. Verdeckt von einem Gebilde aus spitalgrünen Tüchern liegt ein Kalb auf dem Rücken, die Beine hochgebunden. Aus dem Maul ragt ein Schlauch. Das betäubte Tier inhaliert durch die Luftröhre ein Gemisch aus Narkosegas und Sauerstoff. Eine Studentin überwacht seinen Schlaf, während zwei Ärzte mit Skalpellen am Bauch einen fast handballgroßen Klumpen freilegen. „Ein Nabelbruch“, erläutert Steiner. Ruhige Geschäftigkeit beherrscht den Raum, einzelne Worte werden gewechselt. Weiter hinten steht eine Kuh in einem Gestell. Sie wird für eine Magenoperation im Stand vorbereitet, bei lokaler Anästhesie. Ein Tierpfleger schert ihr die Flanke. Der Labmagen hat sich auf Wanderschaft begeben, der vierte Magen, in dem eine starke Säure den Futterbrei zersetzt, und der soll wieder an seinen Platz zurückgebracht werden.

Auch das, ein verschobener Labmagen, sei eine Produktionskrankheit, so Steiner, „aufgrund von Stoffwechselproblemen, die auch Auslöser von Fruchtbarkeitsstörungen sind“. Die Macht der Zucht hat die Proportionen der Kuh so verändert, dass ihre Körperfunktionen durcheinandergebracht worden sind. Sie muss zu viel Gewicht tragen, sodass es ihre Klauen





Wildstation Landshut, Utzensdorf BE. Die gefangene Luchsin reagiert in ihrer Quarantäne auf jedes Geräusch. Sie darf nicht in Stress geraten

kaum mehr aushalten, und im Bauch hat es nach der Geburt so viel Platz, dass sich der Labmagen verschieben kann. Weil die Kuh immer noch ein Kalb zur Welt bringen muss, um die Milchproduktion in Gang zu setzen – so viel Ursprung ist immerhin geblieben –, schlummern auch in diesem Bereich Gefahren, die man vor 20 Jahren noch nicht kannte: Nach dem Abkalben steigt die Milchproduktion sehr rasch von null auf bis zu 50 Kilo an. Für diese Leistung reichen Heu und Gras allein nicht, auch Kraftfutter bringt nicht die volle Energie zustande, da muss die Kuh von sich selber zehren. Sie verliert pro Tag ein bis zwei Kilogramm Körpergewicht. Sie beginnt zu schwächeln, frisst nicht mehr richtig, ihr Stoffwechsel entgleist und am Ende kann sie ihre Wirtschaftlichkeit verlieren.

„Bei uns steht die Gesundheit des Tieres im Vordergrund“, betont Adrian Steiner. „Die Tiere sollen erst gar nicht krank werden. Vorbeugen ist das Zauberwort.“ Ist das nicht selbstverständlich? „Keineswegs, vor 20 Jahren gab es diese Ansicht noch nicht.“ Früher versuchte man, beim kranken Tier den Schaden zu

begrenzen, setzte allerhand Pharmazie ein und musste sich mit Klagen über Antibiotika im Fleisch auseinandersetzen. Das soll nun mittels Forschung und Vorbeugung verhindert werden.

ZUM ABSCHIED möchte ich noch einmal Halma sehen. Das Loch will mir nicht aus dem Kopf. Halma steht im Stall, zusammen mit andern Bovinen, die sich von Eingriffen und Behandlungen erholen. Halma ist die einzige Hauskuh, weil sie Pansensaft spenden muss. Ist das nicht gefährlich, so ein Loch im Bauch? „Die Pansenwand ist wie eine Mundhöhle, nur größer“, sagt Steiner, „da greift man auch mit dem Finger hinein.“ Und wie auf Kommando kommt Herr Gfeller, ein Pfleger, und lupft den Deckel vom Loch. Zersetzungsgeschmack dringt heraus. Drin sehen wir olivgrüne, nasse Heuwülste, die langsam bewegt werden, von oben nach hinten, dann unten durch, wo der Saft liegt, und wieder hinauf, bis die Bakterien sie zu einem Brei verarbeitet haben. Der Brei gelangt dann in den Blättermagen, wo ihm Wasser entzogen wird, und schließlich in den Labmagen, wo die eigentliche

Verdauung beginnt.

Später am Abend, Telefon von Frau Ryser. Wir dürfen sie zur Luchsin begleiten. Morgen um elf. Wildstation Landshut, Utzensdorf.

Ein traumhafter Frühlingstag. Die Luchsin hat nicht viel davon in ihrem Gehege, das mit Palisaden ausgekleidet ist, damit sie sich am äußeren Zaun nicht verletzen kann. Die Wildstation war einst eine Fasanenzucht, die zum Schloss gehörte. Heute werden hier kranke Wildtiere oder Findlinge aufpäppelt mit dem Ziel, sie wieder in die Freiheit zu entlassen. Igel zum Beispiel oder Vögel. Einige sind allerdings nicht mehr in der Lage, ein natürliches Leben zu führen, etwa ein Turmfalke, der bei einem Unfall verletzt wurde. Oder Elstern, die von Menschen aufgezogen wurden und nun fehlgeprägt sind. Sie bleiben auf der Station – und sorgen an diesem Samstagmorgen, zusammen mit Raben, Krähen und weiteren Vögeln, für fast die einzigen Geräusche, die in die empfindlichen Ohren der Luchsin dringen. Wenn Pflegerinnen und Pfleger die anderen zehn Gehege säubern, flüstern sie, um das Tier keinem unnötigen Stress auszusetzen.

Vor einer Holztür bleiben wir stehen. Marie-Pierre Ryser dreht den Deckel von einem runden, etwa fünf Zentimeter breiten Guckloch zur Seite. Sie blickt hinein, schießt ein paar Fotos, lässt mich dann schauen. Da liegt sie, hinten in der Ecke, in einer kleinen Hütte, ein bis anderthalb Meter über dem Boden, und starrt vor sich hin. Zu mir? Ins Leere? Die Pinsel auf ihren Ohrspitzen ragen auf, die Raubkatze wirkt angespannt, aufmerksam bis in die letzte Faser ihres Körpers. Ein schönes Tier, elegant, majestätisch. Sie sei zwei, drei Jahre alt, raunt Ryser. „Gestern hatte sie einen klaren, wachen Blick. Jetzt wirkt sie deprimiert.“ □